Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Scholz.

(6. Fortsetzung.)

„Unsereins — ja, sehen Sie, gnädige Frau, unsereins kann sich brauchen zuleben. Das macht leichter. Und der Baron — hm — er treibt's auf seine Weise ebenso. Jedes Jahr ein neues Gut dazu gekauft, mit neuen Sorgen und neuen Plänen. Drauflos gebaut wurde in Bronin und den Vorwerken, bald hier, bald da, das eine Jahr eine Dampfmühle, das andre eine Wassermüllerei oder eine Stärkefabrik, die große Zuckereisiederei. Dann holte er sich Saar. Da ging's noch mal von vorne los. Alles umgekrempelt, alles durcheinander. Zuerst habe ich große Reden gehalten, dann war mir schon ein Kopfschütteln zu viel, schließlich habe ich vor mich hin gemault, jetzt sage ich schon gar nichts mehr. Eine Temperatur auf Bronin wie in einer Fieberstube. Auf dem Felde zwischen den Ochsengespannen, da wurde mir immer erst wohl. Hm — hm — mach' er was!"

Er sah die Gutsherrin noch immer still vor sich. Da kämpfte er seine Stimme, durch die es zuletzt wie ein unterdrückter Unwillen geklungen hatte.

„Und wenn man nur wüßte, woran man eigentlich ist. — Das ist es ja gerade, dies schreckliche Tappen im Dunkeln. Unser behäbiger Sanitätsrat — wozu ist der denn eigentlich Doktor? Wenn ich an einem kranken Pferd zwei Tage herumkuriere, hol' mich der Fuchs, dann weiß ich Bescheid. Was ist sein drittes Wort? Wie sagt er doch? — „Eine Gemütsdepression!" — Damit kann man gar nichts anfangen. Seitdem bin ich noch dümmer geworden, und der Sanitätsrat wohl auch nicht klüger. Wie es vor — na, wie lange ist das her? — Drei, vier Jahre? — Wie es dann mit der Politik anfing — diese Reichstagswahl gegen den Polen — da kam der Doktor: „Jetzt wendet sich das Blatt! Passen Sie auf!" Wir haben aufgepaßt. Na und? — was hat sich gewendet? Den ganzen Winter in Berlin — na, Sie waren ja die beiden ersten Male mit, gnädige Frau — schlimmer ist's noch geworden. In jeder Kommmission saß der Baron, zuschanden gearbeitet kam er immer nach Bronin zurück. — Hm — geben Sie mir bitte den Brief noch einmal her, Frau Baronin."

Er las ihn zum dritten Male durch. Sein Gesicht hellte sich auf.

„Gnädige Frau — es ist wohl so — es pfeift ein neuer Wind! Einmal muß es sich wenden, so oder so. Wir werden den Turmhahn frisch ölen, daß er uns endlich ein andres Lied singt. Kopf hoch, Frau Baronin!"

Der Oberinspektor war aufgestanden und ging vor der Bank in kurzen Schritten auf und ab. Ueber Frau Natalys Augen flug ein leichter Glanz. Sie gab Tschammer die Hand.

„Sie waren mir, seit ich auf Bronin bin, immer ein väterlicher Freund, mein bester Herr Tschammer. Wie es auf dem Wirtschaftshof immer lebendiger wurde und in meinem Hause immer stiller, da haben Ihre treuen Worte mich so oft neu aufgerichtet. Ich klammere mich jetzt an Ihnen fest. Lassen Sie mich nicht im Stich. Helfen Sie ein bischen nach, daß der Besuch nicht so bald wieder fortgeht. Lassen Sie es an nichts fehlen, Herr v. Saar ist ein brauchbarer Gesellschafter, er wird Sie gewiß darin unterstützen. Mein Gott — ich habe ja eine so schreckliche Furcht, daß alle Freude wieder nur ein Strohfeuer sein kann. Nach jedem Strohhalm greife ich — wenn mein Mann nur wieder der alte wird —"

Langsam setzte sie hinzu:

„Wir haben ja so viel — so viel verloren."

Ihr kamen die Tränen in die Augen.

„Verlassen Sie sich auf unsern guten Willen. Es soll jeder das Seine tun. Dafür werde ich sorgen."

Er schüttelte ihr herzlich die Hand und empfahl sich mit einer schlecht verhehlten Eile, denn er hielt es nicht mehr aus, wenn er die stille zarte Dame mit der stolzen Freifrau von einst verglich, deren Haus Sommer und Winter nicht zur Ruhe kam vor Gästen aus nah und fern. Aber sie begleitete ihn bis zur Turmecke, und sagte noch einmal:

„Verlassen Sie mich nicht!"

11. Kapitel.

„Von Döderlein?"

Hastig riß Erich den Briefumschlag auf.

„Lieber junger Freund! Zunächst: Wie geht es Ihnen? Ich darf wohl annehmen, daß die erfreuliche Zufriedenheit mit Ihrem Wirken und Werden, die aus Ihrem letzten Neujahrsbriefe sprach, sich nicht geändert hat, vielleicht noch weiter gewachsen ist. Da kommt nun der alte Döderlein und rührt wieder an Zeiten, die fast begraben sind. Aus den beiliegenden Zeitungsausschnitten ersehen Sie, was ich meine. Es wird mich natürlich interessieren, was Sie daraufhin vornehmen. Sollte Sie der Weg über Liegnitz führen — Sie wissen, wo ich wohne. Mit den besten Grüßen Ihr Döderlein."

Erich Wölflin faltete die Ausschnitte auseinander.

„Breslau, 7. Juli. Bei den Baggerungsarbeiten an der Dombrücke förderten die Stromarbeiter dicht am Mittelpfeiler mit dem Schwemmsand eine kostbare goldene Uhr und einen goldenen Manschettenknopf zutage. Beide Gegenstände zeigten in einer fremdartigen Emailletechnik einen blauen Anker mit mehreren Sternen darüber. Die Stücke wurden dem Fundbureau im Polizeipräsidium übergeben."

Der junge Mann erbleichte. Mit zitternden Fingern nahm er den zweiten Ausschnitt.

„Breslau, 9. Juli. Die vorgestern beim Baggern an der Dombrücke aufgefundenen Wertstücke mit dem blauen Ankerwappen erinnern an einen Kriminalfall, der vor ehreren Jahren Aufsehen machte und bis heute ungeklärt blieb. Damals verunglückte —"

Mit ungehemmter Gewalt brach der alte Schmerz in Erich durch, daß er nicht weiterzulesen vermochte und nach einem Stuhl griff. Dann hob er noch einmal das Blatt und sah die Schlußsätze:

„Das Ankerwappen wurde damals mit dem Fall in Verbindung gebracht. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Fund Licht in die Affäre bringt."

Er stand auf und durchmaß die Stube mit unruhigen Schritten.

Sollte er noch einmal seine Seele aufwühlen lassen? Sollte er noch einmal verwehte Spuren aufnehmen und dabei mit der Welt zerfallen? Hatte es einen Sinn, einen vernünftigen Zweck? Lag nicht das Leben mit seinem ganzen Reichtum von Licht und Sonne vor ihm?

Das Schicksal hatte ihn einen kurzen, geraden, glücklichen Weg geführt. War es nicht Sünde, ihm von neuem den Fehdehandschuh hinzuwerfen? Wozu das?

Er schüttelte den Kopf.

„Nein! — Nein!"

Es überkam ihn fast wie eine Scheu, daß er, er allein, von Schwester und andern nicht geahnt, etwas Dunkles in sich herumtrug, das Tag und Nacht verborgen auf der Lauer lag, immer zum Sprunge bereit. Das Geheimnis des blauen Ankers wohnte wie ein tückischer Gast in seinem kleinen Familienkreise und drohte zu gegebener Zeit eine Brandfackel in den Frieden des Hauses zu werfen. Wie eine Zentnerlast drückte dies unselige Wissen auf sein Gehirn.

„Nein! — Nein!"

Erich Wölflin packte die Döderleinsche Sendung in einen Umschlag versiegelte ihn und verschloß die Papiere, die ihm in den Fingern brannten, im letzten Fach des Schreibtisches. An Döderlein schrieb er ein kurzes Dankwort und daß er über das Weitere unschlüssig sei.

Er war es zufrieden, daß Lotte gestern abgereist war und sehnte auch den Tag herbei, an dem Tante Malchen mit Frau Professor Ladenburg zum Bahnhof fuhr. Er brauchte jetzt Einsamkeit.

Für einen Tag riß ihn ein freudiges Ereignis in eine leichtere Welt. Das Preisgericht für den Wettbewerb um den Neubau des Thorner Stadttheaters erkannte ihm den zweiten Preis zu. Das war ein großer Erfolg. Berühmte Theaterbauer standen erst an dritter und vierter Stelle. Aber als der Abend kam, bedrängten ihn wieder die Schatten der Vergangenheit. Er ging zu Gerhard Ladenburg hinunter und lud ihn zu einer Flasche Wein ein. Sie schlenderten durch den Tiergarten, durch das Brandenburger Tor über die Linden und suchten bei Lutter eine stille Ecke.

„Was grübelst du? Du hast doch heut' allen Anlaß —"

„Ja, Gerd, ich überlege hin und her. Ich werde morgen abend nach Breslau fahren. In Geschäften. In drei Tagen bin ich wieder hier."

Der blaue Anker hatte ihn besiegt, so sehr er sich dagegen wehrte. Er zog ihn an wie ein Magnet. Wenn er auch nichts weiter erreichte — und er wollte auch nichts weiter — die beiden Wertstücke mußte er sehen und sie in seinen Besitz bringen.

Auf dem Breslauer Polizeipräsidium begegnete er den größten Schwierigkeiten. Es war gut, daß er einige Schriftstücke aus dem damaligen Untersuchungsverfahren eingesteckt hatte. Er erwirkte schließlich eine Verfügung des Untersuchungsrichters, daß einer Aushändigung der Uhr und des Knopfes aus der Niederwiesenthaler Sache gegen Unbekannt an den Sohn des verunglückten Kantors Wölflin nichts im Wege stände.

Bei seiner Rückkehr fand er Briefe von Ladenburg und seiner Schwester Lotte vor. Ladenburg schrieb ihm: „Sie müssen auf acht Tage doch noch herüberkommen. Man bekommt ein anderes Bild."

Und Lotte erzählte auf acht Seiten ihre bisherigen Reise- und Ferienerlebnisse. Erich las das alles aufmerksam durch und machte sich mit dem bunten Personenkreise auf Bronin rasch bekannt.

„Es sind alles liebe Leute und, was viel sagen will, einfache Menschen. Bronin mit seinen elf Nebengütern ist ein Millionenbesitz. Aber die Lebenshaltung ist wie in einem gewöhnlichen Gutshause. Das kommt vielleicht daher, daß auch hier die Freuden nicht ungemischt sind. Der Freiherr ist einmal früher sehr krank gewesen und soll eine schwere Melancholie zurückbehalten haben, wovon ich persönlich allerdings bisher noch nichts gespürt habe. Das Drückendste ist aber der zweite Sohn, ein netter, stiller Mensch in deinem Alter. Hoffnungslos lungenleidend, erklärte mir Oberinspektor Tschammer, ein prächtiger alter Herr, vor dem sie alle mächtige Angst haben. Der junge Waldemar Rothkirch tut mir in der Seele leid. Für alles Gute und Schöne eingenommen, und er möchte die Welt einrennen, bis ihn der schlimme Husten jäh in die elende Wirklichkeit zurückwirft. „Nur einen heimlichen Feind habe ich hier, das ist Saar!" So erklärte er mir gleich am zweiten Tage ganz offen. „Dieser Herr Adalbert von Saar — sie nennen ihn alle den „schöner Adalbert" — ist hier Betriebsdirektor. Ein charmanter, eleganter und lustiger Mann. Mit ihm hat Papa am meisten zu tun, und sie kommen sehr gut miteinander aus. Saar duckt sich auch vor Papa, weil er mit seinen Fabrikbauten wohl manches verpfuscht hat." Warum Waldemar Rothkirch mit ihm so gespannt lebt, weiß ich nicht. Aber ich glaube, es geht dabei um Susi. Susanne Rothkirch ist die ältere Tochter. Sie soll mir sehr ähnlich sein, und ich bin schon nett mit ihr befreundet. Saar macht sich wohl Hoffnungen auf das liebe Mädchen. Aber ich wünsche ihr auch etwas andres, denn Saar hat in seiner ganzen Art etwas, was mir nicht gefällt. Susi mag ihn gar nicht leiden. Er betreibt den Angelsport als Leidenschaft; das nennt Susi eine Roheit. Seitdem er das weiß, macht er es nur noch ganz heimlich. Ich fühle mich hier wie zu Hause und gehe der Hausfrau ordentlich zur Hand. Das Landleben ist doch herrlich. Die große Milchwirtschaft, der Hühnerhof, die Viehställe — immerfort werde ich an Niederwiesenthal erinnert. Ich kann auch schon etwas Polnisch. Denke Dir nur — alles ist hier polnisch, nur die Herrschaft, die Beamten und ein paar Vorarbeiter sind Deutsche. Da geht es natürlich immer po polsku, und wer da mit will, muß schon ein bischen Polnisch verstehen. Bitte, schicke mir doch einen kleinen polnischen Leitfaden; es macht mir großen Spaß; da kannst Du Dir denken, daß Ilse hier noch nicht warm geworden ist. Es ist manches wohl anders, als sie es sich ausgemalt hat. Sie will nun einmal Berlin W nicht ablegen, und das paßt hier doch gar nicht gut her. Nächsten Sonntag ist große Gesellschaft. Die ganze Umgegend ist eingeladen, und die originelle Mümmri-Kathrin, das Faktotum der Gnädigen und Beschließerin von allem, kommt vor lauter Vorbereitungen gar nicht mehr zu Atem. Dann wird wohl auch Ilse auf ihre Kosten kommen. Trude liegt den ganzen Tag mit der kleinen Eva auf dem Pferde, oder sie plantschen im See, ein herrliches, meilenlanges Gewässer hinter dem Park, größer als der Wannsee. Auch der Park ist riesig, halb so groß wie unser Tiergarten, aber viel, viel schöner, stellenweis wie ein richtiger Urwald gehalten mit wirklichen Hirschen und Rehen darin, die wir immer füttern. Sie sind sehr zahm. Morgen kommt der älteste Sohn, Dietrich, Oberleutnant bei den Potsdamer Husaren, der Stolz des Vaters. Der Freiherr ist um uns rührend bemüht. Das Schönste und Beste läßt er für uns herbeischleppen. Mit mir hat er es, wie es scheint, am meisten, so daß vorhin erst Susi zu mir sagte: „Jetzt fange ich bald an, eifersüchtig auf Sie zu werden." Er ist aber auch ein herzensguter Mensch, und ich war ganz erstaunt, als Susi einmal so nebenbei bemerkte: „Das ist er aber auch erst seit acht Tagen. Früher war er immer recht zugeknüpft, auch zu uns." Sie sagen alle, wir Berliner hätten ihm das Lachen erst wieder beigebracht, und es ist ja wahr, wir sind anders als die Broniner. Man kennt eben am vielen Lachen die — Narren! Wenn wir den Mund aufmachen, gibt es einen unfreiwilligen Witz. Ich soll besonders groß darin sein. Waldemar Rothkirch nennt mich das Charlottenburger „Kind". Und das ist doch eigentlich unsre Trude. Aber Feindschaft gibt es darum nicht."

So ging es über zwei Bogen, und Erich mußte schließlich selber lachen. Das war ganz seine Lotte, gerade heraus und den losen Schalk im Nacken.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schorsch auf Kriegsurlaub.

Ein Stimmungsbild aus dem Elsaß. Von Th. W. Heil.

Seit dem vorigen August ist der Schorsch mit dabei, ist erst hin und her gezogen in den Vogesen und Frankreich und Belgien und schließlich an der flandrischen Front zum Festliegen gekommen für die ganze Zeit bis jetzt. Und Glück hat er gehabt, wie man's größer nicht haben kann; keine Kugel hat ihn gefunden und kein Granatsplitter hat ihn angerührt.

Daheim aber haben sie in Angst und Sorge gelebt um den Schorsch. Daheim haben sie eine Gärtnerei gehabt, in die der Schorsch einst hineingeheiratet hatte, wen's Meijel so ein sauber Maidel gewesen war. Und das war klug gehandelt gewesen. Wer da weiß, wie viel Gemüs und Salat unterm Schatter des Straßburger Münsters verzehrt wird das Jahr hindurch, der weiß es auch, was so eine Gärtnerei in der Umgegend wert ist — und gar die mit dem Meijel!

Jetzt war der Schorsch ein Landwehrmann im Krieg und's Meijel und der alte Vater waren allein bei all der Arbeit. Der Alte hatte meist ein Gesicht, wie wenn ihm die Schloßen den Garten verschlagen hätten. Ihm war nichts mehr recht. „Ich steck's uff!" hat er versichert alle paar Tage. Der Krieg hatte ihm alle Luftschlösser zerstört, in welchen er seine sämtlichen Hoffnungen fürs Alter vorläufig angesiedelt gehabt hatte. Und die Zeit, wo man wieder neue Luftschlösser bauen könnt' und wo man den Schorsch, der so schön sich ins Geschäft hineingewöhnt hatte, wieder daheim hätt', die wollte und wollte nicht kommen. Darum brummte der Alte alle paar Tag: „Ich mach nimm' mit, ich steck's uff!"

„'s Meijel hat dann gewöhnlich erwidert, daß der Vater doch nit so reden sollt', und hat zu bedenken gegeben, daß der Schorsch ja doch alle paar Tag schreiben tät und daß er's besonders in der letzten Zeit, wo grad in seiner Gegend wenig gekämpft worden war, recht gut gehabt hätt'. Aber das hat bei dem Alten nicht verfangen. Im Gegenteil. Wenn die Tochter so anfing, dann stellte er alle seine Sorgen und Zweifel einzeln vor sie hin, bis ihr beim Anblick der ganzen Reihe die Rede verging.

„Was meinsch dann dü, daß d'r Schorsch schriebt? Meinsch, der derf schreiwe, was er will?"

„Ja, Vadder, sinni Brief sinn jo alli züe, wann sie kumme!"

„Züe odder nit züe, sell isch egal, dummes Ding! Z'ersch wäre die Brief geläse un derno züegepappt. Sie mien jo so schriewe, die arme Deifel. Was meinsch, wie ihm sinner Hauptmann kämt, wann er anderisch schriewe tät! Meinsch dann dü, 's isch alles akkrat eso, wie's in de Zittunge steht? Dis isch gelöje, oder wann's nit gelöje isch, no isch's numme d' Hälft vun d's Wohret, un no isch's jo güet wie gelöje. So isch die Sach, Un nix rechts ze—n—esse hat sie, die arme Kerl. Do geht e mancher üs em Liim. Nan, ich steck's jetzt bal uff!"

Und dann ging der Alte mit seinem Zorn über die böse Zeit in die Gartenbeete und ließ den Zorn an den Unkräutern aus, von denen immer wieder eins zwischen den Gemüsepflanzen und Salatköpfen den dreisten Kopf erhob, obwohl sein Zorn alle paar Tage sich im Garten austobte. Der Schorsch in seinem Schützengraben aber wußte von allen diesen Stimmungen gar nichts. Er tat seine Pflicht, wie alle die Tausende anderen, sorgte für seinen Hauptmann, so gut er konnte, und nahm die Dinge, wie sie kamen, immer aber möglichst von der heiteren Seite. Je mehr es ins Frühjahr hineinging, desto mehr dachte er auch an die Arbeit daheim im Garten, wie der alte Mann sich so allein schinden müßt und wie gut sie ihn brauchen könnten, wenn er nur heim könnt'.

Von diesen Stimmungen wußten nun wieder die daheim nichts. 's Meijel hat wohl manchmal erklärt daß der Schorsch sicher gern heim käm' und gern wieder in den Gärten arbeiten tät'. Schreiben tat er ihnen aber nur, daß es ihm immer noch gut ginge und daß sie in den Ausruhquartieren auch begonnen hätten, zu pflanzen und zu gärtnern.

Eines Tages aber kam ein Brief, darin schrieb der Schorsch, daß er heimkommen dürft' in Urlaub und acht Tage daheim bleiben. Nun hob ein groß Rüsten an im Gärtnershaus. Gut sollte er's haben, so gut, wie sie's nur machen könnten. „Widder emol in eme ordentliche Bett schlofe", hat's Meijel gesagt. „Un widder emol ebbs rechts ze—e—esse", hat der Vater ergänzt, „daß ihm d' Knoche widder anenander [illegible]e! Dü machsch ihm e Marktnöpfelsupp, awer er güeti, un e Stück Fleisch, un ich will e paar Salatstöck z'sammebinde, daß sie scheen gäl wäre. — Weisch, Meijel, scheen isch's doch, daß mir mitten im Kriej unseri Gärte so scheen han un alles so still und frisch un nett drin wachse kann, wie jeds Johr. Alles, was recht isch!"

Am nächsten Tage kam der Schorsch selbst. Schön sah er nicht gerade aus, und dem feldgrauen Kleid merkte man es an, daß sein Träger mancherlei mitgemacht hatte in der langen, langen Zeit. Aber frisch und gesund war er und runde Backen brachte er mit. Auf die machte triumphierend die junge Frau den Alten aufmerksam, als die erste Begrüßung vorüber war.

Aber der Alte wich aus. „Jo, was de", war die Antwort, „e güeti Kass' halt au e Krieg üs. Un Hunger vor widder emol e rechts Middagesse wird er doch han, d'r Schorsch."

So wurde aufgetragen. Wenn aber der Alte gedacht hatte, sich damit vorläufig Ruhe verschafft zu haben, dann hatte er sich getäuscht. „Nat wohr, Vadder", fing der Schorsch an, als er der Schüssel ansichtig wurde, „d'r selwer gezöje Salat isch doch immer d'r bescht". Des hän mir dert drüße schun vielmol g'sait."

„Ja, han ihr denn Salat der drüße? Woher"

„Selwer gepflanzt, Vadder; bi uns wurd allerhand gepflanzt, un was einer nit weiß, macht d'r ander."

„Ja, wann ihr awer emol zeruck mien?"

„Zeruck? Mir zeruck? Des mien mir ni un diien düen m'rs ersch recht nit. Schun wäje dem Salat un wäje die Gälerüewe nit, wo m'r gepflanzt hänn. — Awer saa emol, Frau, was hesch denn jetzt bezahlt vor dene Swinebrate do?"

Da hat's Meijel seufzend den Preis auf eine Mark achtzig beziffert, und der Schorsch hat ihr ein Weilchen, nachdenklich ins Gesicht geschaut. Dann hat er gelacht. E Dunderwetter, Meijel, do iß ich drüße alle Daa vor dreij Mark Fleisch! Ich 'un mier Hauptmann!"

„Was saa'sch dü?" fuhr der Alte dazwischen. „Des sott m'rr jo fascht nit glauwe. Weisch de, Schorsch, wann de des numme g'schriwwe hätt'sch, hätt ich g'saat: Halt, Männel, die farce bäppisch im=e=n=andere an. Awer wann de so do sitzsch un m'r dich betracht — vor dreij Mark Fleisch! Ala bonne heure! Es soll d'r wohl diien, Schorsch, wann d'r sunscht nix passiert. Un wäje sellen, miner Vadder isch in d'r Crimée mit g'sin un isch au widderum heim kumme; dert an d's Wand henkt noch siner Congé un's Médaille vom Malakoff' un Sebastopol. Mir wöre vielleicht auch noch alli mit'nand erläwe, daß es widder Friede wurd."

Der Schorsch war dem viel verschlungenen Gang der Rede eifrig gefolgt, und jetzt blitzte ihm der Schelm über's Gesicht. „Wisse=n=er, Vadder, hitt haßt eijetlich dies Médaille nimm' recht in unseri Zitt. Hitt gehn d'Franzose un die Kaiwe=n=Engländer mit de Rüsse z'samme geje=n=uns Ditschi; selli alte G'schichte sin erum un dies Médaille paßt nimm. Hitt henke m'r d'r schwarz=wiß=rote Fahne nüß, wann's als widder emol e Sieg gitt, un wann's emol de Fridde gitt, ersch recht."

Ein seltsamer Blick war von dem Alten die einzige Antwort. Bald drauf ging er hinaus und die Zurückgebliebenen hörten ihn nach einer Weile mit einer Frau verhandeln, die Rettige kaufen wollte. Während er das Gewünschte zurecht machte, ging ihm der Mund über von dem, dessen das Herz voll war. „Und alle Daa vor drej Mark Fleisch bekummt err, er un siner Hauptmann. Un Backe hett er wie e par Dampfnüdle. Un wie er fort isch dert drüße, hett siner Hauptmann g'sagt: „Haben Sie denn auch Geld, Schorsch?" het er g'saat. D'no hett ihm d'r Schorsch mien saage, wieviel er hett, un d'no hett siner Hauptmann g'sagt: „Das reicht hier im Feld, aber daheim reicht das nicht! un hett ihm noch zehn Märikle Trinkgeld gänn. Un er hett's mien nämme, d'r Schorsch. — So, Madam, jetzt will ich Ihri Reddi noch z'sammelbinde. So koschte fünf 'Su, zwanzig Pfenni. — Merci, Madam. — Awer ich hab's jo noch immer g'sagt, 'sisch ge'sorigt vor unseri Soldate, 's isch Ordnung bis uff's Tipfele. Ich hab's jo noch immer g'sagt."

Der Schorsch ließ es sich wohl sein die paar Urlaubstage, daheim, in dem engen, lieben Bereich, dem seine Friedensarbeit gegolten hatte. Der Alte wollte ihn photographiert haben. „Un Dini Photographie in bi'm Soldatenklift henke m'r d'rno an d'r Platz von d'r médaille de la Crimée." Da huschte dem Schorsch wieder der Schalk übers Gesicht, und gehorsam erwiderte er: „Wie Ihr meine, Vadder."

Beim Abschied sind dem Meijel die Tränen gekommen, und im Schorsch seinem Gesicht war auch nichts von der Fröhlichkeit zu sehen, die sonst dort daheim war. Aber der Alte meinte zuversichtlich: „Ei güeti Kaff' halt sich, un bi ejch dert drübe —n—isch vor alles g'sorigt, ich hab's jo no immer g'sagt." Und zwei Tage später legte er seiner Tochter bedächtig die Frage vor: „Was meinsch, Meijel, wann mir uns au e Fahne kaufe täte'. Es isch jetzt emol so un m'r hat e G'schäft." Dieses hätte zwar auch ohne Fahne nichts weniger als Not gelitten, aber's Meijel brachte es doch fertig, ohne Lächeln zu antworten, wie der Schorsch bei dem Gespräch über die Photographie geantwortet hatte: „Wie Ihr meine, Vadder!"

Auch ein Stück „Barbarei".

Womit sich die Kriegsgefangenen in Deutschland beschäftigen.

Es ist schon vielfach erzählt worden, in welcher Weise man in den deutschen Lazaretten dafür sorgt, daß die Sinne der verwundeten Soldaten von ihrer Krankheit und der Sorge um die Zukunft abgelenkt werden, wie sie allerlei Handarbeiten mit Eifer herstellen und wie durch die Arbeit der Heilprozeß auf das günstigste beeinflußt wird. Daß man auch in den deutschen Gefangenenlagern, in sehr wohltuendem Gegensatz zu der Behandlung der gefangenen Soldaten in Rußland, Frankreich und England, für eine angemessene, wenn irgend möglich der Individualität des einzelnen angepaßten Beschäftigung Sorge trägt, zeigt, wie aus Berlin berichtet wird, eine kleine Ausstellung, die im Architektenhaus zu sehen ist. Hier wird ein Lehrkursus des Kriegsministeriums für die Verpflegungsoffiziere abgehalten, und auf mehreren Tischen des großen Saales liegt ausgebreitet, was die Hand- und Kunstfertigkeit der Gefangenen zu Wege gebracht hat. Diese Ausstellung hat mehr als ein nur kurioses Interesse. Es ist zu bedauern, daß sie nicht allgemein gezeigt werden kann, und heute, am letzten Tage der Kurse, bereits geschlossen werden muß.

Betrachtet man die Arbeiten, so erhält man nicht nur ein Bild von der mehr oder minder großen Geschicklichkeit des Arbeiters, sondern kann auch einen Schluß ziehen auf die ganz verschiedenartige Veranlagung und Begabung der einzelnen Nationen, auf Sitten, Gebräuche und Lebensgewohnheit der Gefangenen. Da sind Brandmalereien, Holzschnitzarbeiten und Aquarelle von Franzosen und Belgiern. Auch die Russen haben sich im Zeichnen betätigt. Die Versuche sind freilich etwas plump, etwas zu drastisch und naturalistisch ausgefallen. Die Motive sind natürlich dem Krieg entnommen: Schützengräben, Drahtverhaue und Befestigungen. Bezeichnend ist es, daß von den Russen die meisten Arbeiten stammen. Holzgeschnitzte Deckel zu Gebetbüchern, Spielsachen, Kannen und Vasen aus Ton, Messer und Gabeln aus Nägel hergestellt, und Schuhe aus Bast gebunden. Ja, ein Künstler hat sogar eine Geige gebaut.

Neueste Reisegeräte.

Die nachstehenden beiden Erfindungen sind von zwei verschiedenen Personen gemacht worden, passen aber jedenfalls gut zusammen und ergänzen sich: nämlich ein zusammenklappbarer Schiebkarren und eine zusammenklappbare Schaufel oder ein entsprechender Spaten. Beide Einrichtungen sind für Reisende im Dienst der Wissenschaft oder auch für Touristen bestimmt, welche entlegene oder noch unbekannte Gegenden aufsuchen wollen. Sie dürften besonders von Forschungs-Expeditionen, welche Ausgrabungen vorzunehmen haben, sehr geschätzt werden.

Denn es kommt in solchen Fällen sehr darauf an, daß die mitzuführenden Geräte einen möglichst geringen Raum einnehmen, sich also klein zusammenlegen lassen. Diesem Erfordernis scheinen die obigen Geräte in weitgehendem Maße zu genügen. Der neue Schiebkarren kann auf einen Raum zusammengeklappt werden, welcher nur der Grundfläche seines Bodens gleichkommt, mit einer Höhe vor weniger als 10 Zoll. Rad, Achse, Füße und Griff gehen alle leicht ab und können in einer Minute zusammengelegt werden, ohne Gefahr des Auseinanderfallens. An Stärke und Dauerhaftigkeit soll dieser Schiebkarren dem besten gewöhnlichen vollauf gleichkommen.

Für ebenso stark und verläßlich wird der Spaten oder die Schaufel erklärt. Ihre Klinge läßt sich doppelt zusammenklappen, und der Griff faltet sich derart zusammen, daß das ganze Gerät in einen Raum von 8 bei 12 Zoll gepackt werden kann. Infolgedessen kann es ganz gut in einem gewöhnlichen Werkzeug-Kistchen eines Automobilfahrers mit untergebracht werden, und es dürfte eine starke Nachfrage nach ihm entstehen, sobald es im allgemeinen Markt ist. Denn schon gar mancher Autler hat das dringende Bedürfnis nach einem Spaten empfunden, wenn er mit seiner Maschine in einem schlammigen Wege stecken geblieben war, und ist nicht selten meilenweit gelaufen, um dieses wichtige Werkzeug aufzutreiben.

— Im Gulimarsfjorde bei Fiskebäckskil an der schwedischen Westküste ist zu Anfang des Monats Juni eine neue biologische Station, welche der Konsul R. Bünsow gestiftet hat, der Universität Upsala zur Benützung übergeben worden. In der Station sind außer den Anlagen für Aquarien Arbeitszimmer und ein größeres Laboratorium mit 12 Arbeitsplätzen sowie Wohn- und Schlafzimmer für 12 wissenschaftliche Forscher eingerichtet worden. Zum Leiter der Station ist der bekannte Zoologe Prof. Appellöf bestimmt worden.

Der Regenschirm wird zuerst im Jahre 800 nach Christi erwähnt.

Unsere Schnittmuster-Offerte

Kinderkleid mit angeschnittenen Aermeln. No. 1374.

Als Material zu diesem allerliebsten Kinderkleidchen gebraucht man die duftigen gemusterten Waschstoffe. Je nach der

Art, ob man ein Festkleidchen oder solches für den praktischen Gebrauch anzufertigen wünscht, wählt man das Material feiner oder stärker. Spitze und Seidenschärpe gehören nur zu ganz weißen oder zartgeblümten Stoffen. Sonst bleiben Rocksäume, Kragen und Aermel frei von Ausputz. Eine Maschinensteppnaht oder Ziernähte genügen als Abschluß. Das Schnittmuster ist in Größen für 4, 6, 8 und 10 Jahr erhältlich. Gebraucht werden für die mittlere Größe 3¼ Yards Material bei 36 Zoll Breite.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon.
Ich wünsche Muster No. ....
.....Zoll Brust- oder Taillenweite
(Jahre .... bei Kindersachen.)
Name ....
No. .... Straße ....
.... Stadt ....

Schüttelreim.

Schon wird der Tag im Osten blauer,
Mühmchen,
Und du bist immer noch ein Mauerblümchen!

Wie aus Budapest berichtet wird, ist dortselbst der gewesene Obergespan in der Koalitionsära und Abgeordneter der Stadt Fünfkirchen, Johann Erreth im dortigen Lukacsbade, wo er Heilung seines Armes suchte, an Herzschlag plötzlich gestorben. Erreth erreichte ein Alter von 70 Jahren.

Frau Inez Vernon, die 30jährige Witwe von George L. Vernon, einem Film-Fabrikanten, der mit der „Lusitania" unterging, wurde in ihrem Apartment in New York tot aufgefunden. Die junge Frau hatte Selbstmord begangen, indem sie sich aus einem 44kalibrigen Revolver eine Kugel in die rechte Schläfe schoß. Nach dem Zustande der Leiche zu urteilen, muß sich die Verzweiflungstat bereits vor mehreren Tagen zugetragen haben. Frau Vernon hat den Selbstmord zweifellos in einem Anfalle tiefer, durch den tragischen Tod ihres Gatten hervorgerufener Melancholie begangen.

— Aus Graz wird berichtet: Bergwanderer, die sich in letzter Zeit im Gebiet des Reichenstein aufhielten, bemerkten zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß sich einzelne Gemsen entweder gar nicht oder nur sehr langsam fortbewegten. Die Tiere ließen sich ruhig anfassen. Erst bei eingehender Betrachtung nahm man wahr, daß die armen Tiere blind waren. Um die Ursache dieser Krankheit festzustellen, hat man die Gemsen zutal befördert, wo sie ärztlich untersucht werden.

— Das Kind. Der achtzigjährige Schuster Bollen und sein sechzigjähriger Neffe kommen miteinander in einen heftigen Streit. Da sagt der Achtzigjährige zum Sechzigjährigen: „Junge, eigentlich sollte ich Dir jetzt ein paar runterhauen, aber ich bin ein zu großer Jugendfreund — ich kann keinem Kinde weh tun!"